Blaue Adria.

Roman von Clara Ratzka.

(9. Fortsetzung).

„Ja, sogar notwendig, ich will so bald wie möglich eine Stelle annehmen, an einer Schule oder in einer Familie als Erzieherin."

Imre beugte sich ein wenig vor: „Entschuldige die Frage, Lisa, willst Du das, oder mußt Du es?"

„Ich muß."

Imre zog die Augenbrauen zusammen, er trommelte auf der Tischplatte.

„Da habe ich eine falsche Vorstellung gehabt," sagte er, „heute ist es mir eigentlich unerklärlich, wie ich dazu kam, zu glauben, Du wärest finanziell unabhängig."

Lisa lachte, ein freies, harmloses Lachen:

„Nein, deutsche Beamtentöchter von zwanzig Jahren bekommen jeden Pfennig von den Eltern bewilligt, und wenn sie so bösartig sind wie ich, dann hört das natürlich auf."

„Wie hast Du das alles denn gemacht?"

„Ganz einfach, zuerst hatte ich noch Geld, meine Tante, die liebe, alte Dame, mit der ich in Ragusa war, war immer sehr freigebig gewesen, da hatte ich noch mein ganzes, nicht kleines Taschengeld aus der Reisezeit — na, und dann verkaufte ich meine Schmucksachen, soweit sie nicht Familienandenken waren. Zuerst muß man leben, und dann kann man sich schmücken, nicht wahr?"

Imre sah Lisa aufmerksam an.

„Ja, und nun wird's bald Zeit," fuhr sie fort, „daß ich selbst Geld verdiene, ein wenig tat ich's ja schon in Grande."

„Du kommst aus einem Hause, in dem Ueberfluß ist, nicht wahr?"

„Ja, aber das macht nichts, ich kann mich fügen, ich habe es tausendmal besser als andere Mädchen, die ihr Elternhaus verließen."

Noch brannte eine letzte Frage in Andras Imre, aber sein Stolz verschloß ihm den Mund.

Als ob Lisa sie erraten hätte, sagte sie wärmer, aufs Meer hinaus schauend:

„Die schöne blaue Adria, ich werde sie nicht verlassen, ich suche mir eine Stelle, nicht allzu weit von Lussin, damit ich doch irgendwohin heimkehren kann, wenn es draußen nicht glückt."

Dann sprang sie auf, als habe sie zuviel gesagt: „Ich sehe schnell mal in die Zeitung," sagte sie, „vielleicht finde ich etwas Passendes für mich."

Als sie zum Ständer trat, kam Hans Gstedtner herein und setzte sich zu ihnen — und endlich nahte die Abfahrtszeit, man reichte sich die Hände:

„Alles, alles Gute!" rief Lisa.

Sie stand lange und winkte.

Als sie zu Hause ankam, fand sie den Brief ihrer Schwester vor.

Tränen schossen ihr in die Augen, als sie die kindliche Handschrift auf dem großen versiegelten Umschlag sah.

„Oh, Frau Bartel, Herr Bartel, das ist ein Brief von meinem Schwesterchen. Umgehend hat sie geantwortet!" rief Lisa.

Da flog sie auch schon die Treppe hinauf.

Sie las:

Meine liebe, gute Lisa!

Hättest Du doch früher geschrieben! Mußte wirklich erst Lore Ketteler Dir sagen, wie innig ich mich freuen würde, von Dir zu hören? Immer dachte ich, nun muß doch endlich ein Brief kommen, Lisa wird eine Mittelsperson finden, und immer eine neue Enttäuschung. Schließlich überfiel mich eine gräßliche Angst. Wie, wenn Lisa nun nicht mehr lebte? Tag und Nacht mußte ich mir vorstellen, daß Du im Meer triebest, ertrunken!

Meine liebe, einzige Lisa, wie konntest Du mir diesen Kummer machen? Alles andere war nichts dagegen. Nun Du lebst und gesund bist, ist ja alles gut.

Du schreibst um Deine Papiere, hier hast Du sie, es war gut, daß sie noch in unserem Zimmer lagen, die Eltern hätte ich nicht danach fragen dürfen. Auch Deine Wintersachen werde ich Dir schicken, ich darf sie verschenken.

Ich muß es Dir leider bestätigen, an eine Rückkehr nach Hause ist gar nicht zu denken. Vielleicht hätte man noch irgendeinen Ausweg gefunden, aber da kam Großmutters plötzliche Operation. Tante Trude, ihre einzige Tochter, kam nicht, Du kamst nicht, wir alle, auch die sonst so besonnenen Eltern, hatten gar keine Zeit, irgend etwas auszudenken, was Dich gedeckt hätte, nur um Zeit zu gewinnen, Du verstehst mich ja recht?

Großmutter starb, sie hat ihr klares Bewußtsein gar nicht wiedererlangt, und nun kamen all die Menschen, fragten nach Dir, wunderten sich, und da tat Vater das, was seiner strengen Art so ganz entspricht, er sagte: Wir haben auch unsere Tochter verloren, aber auf eine andere Weise.

Ganz bleich und aufrecht stand er in dem großen, grünen Empfangszimmer, als er das sagte. Mutter wandte den Kopf zu ihm hin, wie geistesabwesend, ich dachte, sie würde umsinken, aber nichts ereignete sich. Sie blieb in der gleichen sicheren Haltung neben Frau van Hellow sitzen; die ergriff ihre Hände und sagte laut, mit ihrer häßlichen, blechernen Stimme: „Ja, ja, so kommt plötzlich das Unglück über ein Haus und man weiß nicht wie — aus heiterm Himmel."

Mutter aber entzog ihr die Hände und sprach ruhig, ganz beherrscht von etwas anderem, und alle unsere Freunde taten, als ob Vater etwas längst Bekanntes und Selbstverständliches gesagt hätte.

Und das muß ich sagen, damals begriff ich so recht, daß es doch etwas Gutes um unsere strenge und gesellschaftliche Erziehung ist, da lernt man Disziplin.

Glaube nicht, daß ich Dich mit diesen Worten treffen wollte, liebe, einzige Lisa. Es floß mir so aus der Feder. Aber da es nun einmal gesagt ist, so will ich Dir auch bekennen, daß dieses der einzige Punkt war, der mir bei Dir ganz unerklärlich ist. Du warst doch immer sicherer und stolzer als ich, ich dachte, Deine innere Disziplin hätte Dich davor bewahrt, Dein Herz so ganz und gar an einen jungen, fremden Menschen zu verlieren, denn wie anders soll ich mir Deinen Satz erklären: „ich hatte ihn verloren, wenn ich nach Hause gereist wäre, und ich konnte ihn nicht verlieren!"

Wie Dich, gerade Dich, eine solche Leidenschaft für einen Mann, den Du so wenig kanntest, erfassen konnte, daß Du alles, aber auch alles hinwarfst, was bisher Dein Leben ausgemacht hatte, und vor allem, daß Du uns alle, die wir Dich lieben, so tief kränktest, das fasse ich nicht.

Ich habe Dich eben nicht gekannt, aber ich habe Dich lieb, auch so, wie Du bist und Rudolf und ich, wir bleiben Deine Geschwister.

Du sagst ja, Dein Verlobter sei noch in der Ausbildung begriffen, jung und ganz außerordentlich begabt. Wer weiß, vielleicht macht er seinen Weg, und Du kehrst in einigermaßen geordnete Verhältnisse zurück, soweit das bei Künstlern möglich ist — entschuldige!

Rudolf und ich, wir wünschen Dir jedenfalls von Herzen das gleiche Glück, das uns umfangen hält, und das uns unempfindlich gegen Nadelstiche und Quertreibereien macht.

Und nun schreibe mir recht bald wieder. Wir wollen viel voneinander hören. Hoffentlich findest Du eine gute Stelle.

Mein lieber Rudi läßt Dir sagen, Du möchtest es schreiben, wenn Du Geld brauchst. Seine schöne und liebe Schwägerin Lisa sollte stolz und schön bleiben, und wir könnten den Gedanken nicht ertragen, daß Du irgendwo jammervoll unterschlüpfst, nur um des elenden Geldes wegen.

Vergiß das nicht, meine einzige, gute Schwester.

Ich habe nichts wie Güte von Dir gehabt.

Deine treue, kleine Grete.

Lisa preßte den Brief an sich, ihre Augen leuchteten. Nicht alles, was er enthielt, war gut, und doch stand sie da wie ein Blütenbaum im Frühling.

In einer seltsamen, sprunghaften Gedankenverbindung hörte sie das liebliche, klare Salzburger Glockenspiel, wie singende Kinderstimmen.

Und nichts als Gutes sollst Du von mir hören, treue kleine Schwester, dachte sie, und Du, da drüben auf Deinem weißen Schiff, trotziger Imre, wie eine Stahlklinge so fein und scharf, wie bist Du mir in diesen Tagen ans Herz gewachsen!

Achtzehntes Kapitel.

Peter Bartel hatte sich so recht darauf gefreut, Tag für Tag mit seiner begabten Schülerin zu arbeiten, und seine Frau konnte sich den Winter ohne Lisa gar nicht vorstellen, aber schließlich mußten sie es wohl einsehen, daß ihr schöner und einstmals zahmer Vogel aus dem engen Käfig herauswollte.

„Ich muß auf eigenen Füßen stehen," sagte sie immer wieder, „hier verdiene ich wenig oder nichts, und Schulden machen, das will ich nicht."

Es nützte auch nichts, dem großen Mädchen zu sagen, daß man so froh wäre, wenn sie als Gast bliebe: dann umarmte sie Maria Bartel und lachte.

Da blieb nichts andres übrig, man mußte ihr helfen hinaus fliegen.

Zeitungen wurden durchgesehen, Gesuche aufgegeben, Briefe geschrieben und endlich — der Oktober ging schon zur Neige — kam ein Angebot aus Zara, auf das man einging.

Die Frau eines Maraschinofabrikanten suchte eine Erzieherin für ihre Kinder von acht bis vierzehn Jahren, zwei Mädchen und einen Knaben. Die Bedingungen waren nicht ungünstig, und Zara war Lussin so nahe, der Flug war nicht weit, man ließ Lisa ziehen.

Briefe waren es nun, Briefe aus Wien, aus Zara, aus Lussin, die das Leben der Freunde umspannten.

Hans Gstedtner an Maria Bartel.

Da wären wir! Können Sie sich vorstellen, wie aus einer schrägen alten Rumpelkammer ein freundliches Biedermeierzimmer wird?

Nein, Sie können es nicht.

Da müssen Sie meine Mutter fragen. Niemand sonst weiß, wie man das macht, wie man Tapeten mit kleinen Buketts auftlebt, wie man Mullvorhänge an Dachfenstern anbringt, Eckbretter anstreicht und mit geblümten Volants verziert. Das alles und sehr viel mehr, was ein Schädel wie meiner gar nicht versteht, das gehört zu den vielen Geheimnissen meiner Mutter.

In so einem Zimmer wohnt nun unser Andras Imre.

Mit dem natürlichen Anstande eines Fürsten nahm er Besitz von seinem Reich. Er dankt nicht viel, er sagt nicht viel, er sieht meine Mutter nur so an, so eigen, Sie kennen ja seinen ernsten Blick, er geht auf sie zu, küßt ihr stumm die Hand, und meine Mutter weiß nicht recht, was sie daraus machen soll. Ahnte sie, daß er ein halber Zigeuner ist, dann würde sie sagen: der Mensch hat gar keine Lebensart, aber so sagte sie nachher zu mir, er hat so etwas Feierliches, und wie gut ihn das kleidet.

Er hat überhaupt viel Stil, sagte ich. Da hatte ich aber auf den falschen Knopf gedrückt. Meine Mutter sah mich vernichtend an: was weißt Du Grünling von Stil! Na, da stand ich begossen da. Mutter ist immer dieselbe, man möchte sie dafür umarmen.

Ich ließ es mir nicht nehmen, Andras beim Auspacken behilflich zu sein. Das genierte ihn offenbar, aber ich ging nicht fort.

Glauben Sie, daß er ein einziges Mal irgend etwas im Zimmer näher betrachtet hätte? Nein. Meine Mutter hat mir so oft gesagt, laß doch die Finger von den Sachen. Das braucht Andras kein Mensch zu sagen, er hält sogar die Augen zurück. Ich fragte ihn, ob das Bett auch bequem wäre, ob er noch ein Kissen oder eine Decke wünschte. Er sah sich das Bett gar nicht an, er sagte nur, alles ist mehr als gut. Dann nahm er mitten während des Packens seine Geige heraus, ganz zärtlich faßte er sie an, ob sie die Reise gut überstanden hat? meinte er. Und nun vergaß er mich. Ich ließ aber nicht nach. Meine Mutter wartete mit dem Nachtmahl, sagte ich ihm, und da war er im Handumdrehen fertig.

Nun soll ich auch noch von mir erzählen, nicht wahr?

Meine Mutter sieht mich immer wieder mit glänzenden Augen an und sagt: „Schaust Du aber gut aus, Hansl, nein, schaust Du gut aus!" Wie sollte es mir auch besser gehen? Ich komme von lieben Menschen, bringe einen lieben Freund mit und bin bei der liebsten besten Mutter.

Andras Imre an Maria Bartel.

Drei Tage bin ich jetzt schon in Wien, und ich habe Ihnen noch nicht gedankt. Oft dachte ich, wie soll ich danken? Es ist zu viel. Ich schäme mich jedes Wortes, das ich sagen könnte. Sie und Ihr Herr Gemahl, Sie haben mir unendlich gegeben, immer gegeben.

Wenn ich Ihnen einmal beweisen könnte, wie dankbar ich Ihnen bin, dann wäre ich sehr glücklich.

Ich küsse Ihre Hand, verehrte liebe, gnädige Frau, und sende dem Herrn Gemahl viele Grüße!

Lisa van de Sandt an Maria Bartel.

Wie ist es hier so ganz anders als in Ihrem lieben, weißen, stillen Haus! Ich denke jede Stunde, nein, eigentlich immerfort, an Sie und Ihren lieben Gatten, an die Bilder, an die Blumen, an mein kleines Giebelzimmer, an den Garten, ja sogar an Lenerl und die Hühner.

Aber ich will von vorn anfangen und genau berichten, wie ich es versprochen habe.

Wir hatten damals schon in Zara angelegt, aber es war kein klarer Tag und wir waren in eine größere Gesellschaft geraten, da sieht man immer zu wenig, kurz, Zara war wieder eine Ueberraschung für mich.

Wenn man herangefahren kommt, liegt es ganz flach und weit ausgebreitet da, wie eine große Stadt. Die hohen hellen Häuser am Ufer täuschen eine ganze Reihe eleganter Hotels vor, und herrlich ist das viele Grün auf der „Maraschinoseite," so habe ich unsere Gegend gleich getauft. Die Fabriken und Villen der Likörerzeuger liegen jenseits eines Wasserarms, in Gärten, von Bäumen umgeben. Ich bin noch nicht dahinter gekommen, ob dieser Wasserarm nun ein Stück Meer ist oder die Einmündung eines Flusses. In Heimatkunde kann ich meine Zöglinge noch nicht unterrichten! Das wird aber auch gar nicht verlangt.

Aber ich schweife wieder ab.

Das Schiff lief an. Ich dachte wirklich, es würde irgendeine hohe Persönlichkeit erwartet, der ganze Landungsplatz, nebenbei bemerkt, so etwas wie eine holperige, sonnenverbrannte Wiese oder ein vernachlässigter Bauplatz, stand voll von Offizieren. So ziemlich die ganzen Dienstfreien mußten versammelt sein. Später bemerkte ich dann, daß die Ankunft des Dampfers zum Abendkorso gehört — die Verbindung mit der großen Welt ist — so, wie die Leute in kleinen Städten zum Bahnhof gehen, wenn der D-Zug kommt.

Niemand holte mich ab, ich hatte das auch nicht erwartet. So übergab ich Koffer und Handgepäck einem der braunen, malerischen Kerle, und wir machten uns zu Fuß auf den etwas langen Weg.

Ja, wenn Ihr lieber Mann die Villa sähe, vor der wir anlangten, er bekäme eine Gänsehaut.

Roter Backsteinbau mit viel Stuck, rechts und links auf der Treppe rachitische Engel mit Fruchtschalen.

Ein Hund sprang aus der Tür und bellte uns wütend an.

Das Haus liegt an der Hauptstraße, hinter einem verschnörkelten Gitter und einem schmalen Gartenstreifen.

Mein brauner Begleiter hatte mehr Courage als ich, er öffnete das Tor, versuchte den Hund zu beruhigen und klingelte an der Haustür. Ich folgte ihm. Die Engel starrten mit hervorquellenden Augen geradeaus.

Dann öffnete eine dunkelhaarige Kleine die Tür, hinter ihr stand ein Dienstmädchen.

Die Kleine sagte: „Sind Sie unser neues Fräulein?" „Ja, das bin ich", ich gab ihr die Hand, „ist Mama zu Hause?"

Das Dienstmädchen sagte höflich: „Bitte, treten Sie näher, die gnädige Frau ist ausgefahren, sie wird zum Nachtmahl zu Hause sein."

Man begleitet mich zu dem Zimmer, das ich bewohnen soll.

So ganz anders als mein kleines Giebelstübchen!

Da ist ein helles Zimmer mit fürchterlicher Tapete, ziegelrot, mit einem großen Blumenmuster, der Fußboden mit Linoleum ausgelegt, gelbgrün, ebenfalls mit Blumenranken, die aber ziemlich stark abgetreten sind, und in dem Zimmer drei Betten.

„Hier schlafen wir", sagte das dunkelhaarige kleine Mädchen, „und das da ist Ihr Bett." Damit ging sie auf ein braun gestrichenes Bett zu. „Und hier schläft Franzl", sagte sie. Rita, so heißt die Kleine, öffnete die Tapetentür. Ich sah in ein freundliches kleines Zimmer. Wie gern hätte ich dieses Zimmerchen!

Abends bei Tisch lernte ich dann die ganze Familie kennen.

Der Vater ist ein magerer kleiner Kroat, ziemlich wortkarg, dafür ißt er umso geräuschvoller. Die Mutter ist Italienerin, ebenfalls klein, korpulent, blaß, unglaublich herausgeputzt. Sie spricht immerfort, mit einer monton rätternden Stimme.

Das älteste Mädchen, Melanie, betrachtete mich während der ganzen Mahlzeit mit einem lauernden, mir unangenehmen Interesse. Sie ist vierzehn und ein halbes Jahr alt, aber sie trägt sich wie eine kleine Dame: gebranntes Haar, Ringe, Armbänder, ein übermodernes Kleid, und ich glaube auch, sie ist geschminkt und gepudert. Sie gefällt mir garnicht.

Der Junge ist elf Jahre alt, er besucht die Realschule; ich habe ihm nur Nachhilfestunden zu erteilen und die Aufgaben mit ihm durchzugehen.

Die kleine Rita ist ein freundliches, zutrauliches Kind.

Alle drei, ebenso die Eltern, haben sehr schlechte Manieren. Man weiß nicht, wie man die Kinder aufmerksam machen soll, wenn die Eltern mit dem Messer essen, Knochen in die Hand nehmen und mit den Zähnen absuchen und dergleichen mehr. Das geschieht alles mit der größten Unbefangenheit.

Nach Tisch bat ich die Maraschino-Mutter um ihre Weisungen.

Morgens um sieben Uhr muß ich mit Franzl frühstücken und sorgen, daß er zeitig und mit allem versehen zur Schule kommt. Er hat einen ziemlich weiten Weg. Um acht Uhr wird den Mädchen das Frühstück aufs Zimmer gebracht. Melanie frühstückt meistens im Bett, Rita springt heraus, wirft einen kleinen Kimono über und setzt sich an den Tisch am Fenster.

Die Dame Melanie duldet übrigens meine Anwesenheit im Schlafzimmer nicht, von dem Augenblick an, da ich es morgens um sieben Uhr verlasse.

Um neun Uhr beginnt der Unterricht, ich werde mich in der Zwischenzeit für die Schulstunden vorbereiten, wenn Madame nicht etwas anderes bestimmt, und das habe ich schon bemerkt: die Tagesordnung für die Tochter wird sehr oft umgeworfen.

Wie alles werden wird, weiß ich noch nicht, aber ich werde mich eingewöhnen.

Die Abende habe ich leider nicht für mich allein. Wenn Besuch da ist, sagt Madame, soll ich helfen die Gäste bedienen und unterhalten, sie hätte gehört, daß es in Wien jetzt allgemein als feiner gilt, das Personal fern zu halten, falls die Gesellschaft nicht groß ist. An drei bis vier Abenden in der Woche wären immer Gäste im Hause, die anderen Abende sollte ich mit ihr oder ihrer Tochter Melanie verbringen. Melanie ginge nur selten mit in Gesellschaften und könnte doch nicht allein sein.

Wenn all das nicht eintrifft, kann ich mich in das Schulzimmer zurückziehen.

Das klingt alles schlimmer, als es ist, scheint mir, denn so viel sehe ich schon, eine fest Ordnung gibt es hier im Hause nicht, ein jeder muß sehen, wie er durchkommt.

Nun ist mein langer Brief zu Ende, der Ihnen ungefähr ein Bild meiner neuen Umgebung und meiner Aufgaben gibt, und ich glaube, ich habe nicht übertrieben, als ich zu Anfang meines Briefes sagte, alles ist so ganz anders, als in Ihrem lieben, weißen, stillen Haus.

Ich werde mich schon durchfinden, das macht mir keine Sorge, aber wie ist mir nun die ganze Zeit verklärt, in der ich bei Ihnen war!

Als Lisa diesen Brief zum Postkasten gebracht hatte, begegnete ihr Herr Vuic, der Maraschinofabrikant. Er hielt die Hände in den Taschen seiner Joppe, sah sie blinzelnd an und sagte:

„Ist jetzt kein Unterricht?"

Es war drei Uhr nachmittags.

„Nein, Herr Vuic, Melanie ist heute nachmittag eingeladen, sie bekam die Erlaubnis, fortzugehen, Franzls Stunden beginnen um fünf Uhr und Rita schläft; sie war nicht ganz wohl."

„Rita müßte geweckt werden."

„Frau Vuic wünschte, daß Rita liegen blieb."

„Sagen Sie mal, Fräulein van de Sandt, wie alt sind Sie eigentlich?"

„Im Februar werde ich einundzwanzig Jahre."

„Ich hielt Sie für älter. Hatten Sie früher eine Stelle?"

„Nein, Herr Vuic, ich schrieb das auch, als ich mich um die Stellung in Ihrem Hause bewarb."

„Richtig", Herr Vuic betrachtete Lisa wie einen Gegenstand, „meine Frau sagte mir so etwas. Da werden Sie es wohl nicht fertig bringen, meinen Kindern eine etwas straffere Zeiteinteilung beizubringen?"

„O doch, Herr Vuic, aber ich habe kein Bestimmungsrecht."

„Richtig, richtig", sagte Herr Vuic wieder und nickte mehrere Male, legte den Kopf auf die Seite und sah Lisa verkniffen an, „da wird es eben beim alten bleiben."

Lisa wollte etwas erwidern, Herr Vuic schnitt das mit einer kurzen Handbewegung ab:

„Macht nicht viel, Fräulein van de Sandt, es sind ja Mädel. Verstehen Sie übrigens mit der Schreibmaschine umzugehen? Sie könnten im Büro helfen."

Lisa zog die Augenbrauen hoch: „Wäre es nicht vielleicht besser, daß ich versuchte, meine Stellung als Erzieherin zu befestigen und gut auszufüllen?"

Herr Vuic sah sie belustigt an: „Versuchen Sie es — ja, versuchen Sie!" Er faßte leicht an seinen Hut und ging weiter, zur Fabrik.

Als Lisa nach Hause kam, ließ Frau Vuic sie zu sich bitten. Sie lag in dem engen heißen Wintergarten, der an das Speisezimmer anschloß, hatte eine Schachtel mit überzuckerten Früchten neben sich stehen und streckte sie Lisa entgegen.

„Da, nehmen Sie, Fräulein van de Sandt, und erzählen Sie mir etwas, es ist so still im Hause. Sprechen Sie Italienisch?"

„Ja, aber sehr ungelenk. Wir hatten zu mehreren jungen Mädchen einen italienischen Kursus, hauptsächlich Konversation, aber niemand hatte genügend Ausdauer."

„Ausdauer," ahmte Frau Vuic nach, „das ist wieder so etwas recht Deutsches, hä?"

„Ja, ich glaube," sagte Lisa, zog die Uhr und sah Frau Vuic unschlüssig an: „Soll ich nicht doch Rita wecken?"

„Rita ist aufgestanden, als Sie kaum fort waren, sie spielt im Garten."

„Da kann ich Ihnen leider nicht Gesellschaft leisten, gnädige Frau, Rita hat jetzt französische Stunde."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Lisa den Wintergarten.

Frau Vuic sah ihr verblüfft nach. Sie hat zu tun, was ich will, dachte sie, diese Deutschen sind eine starrköpfige Gesellschaft, und hochmütig scheint das Mädchen zu sein. Na, das wird sich ja geben. Sie nahm ein Buch zur Hand. — —

Mehrere Tage später ging Lisa quer durch die schmalen, alten Straßen Zaras dem Stadtgarten zu. Es war ihr erster freier Abend. Herr und Frau Vuic waren eingeladen, Melanie war von einem Besuch bei einer Freundin noch nicht zurückgekehrt, und die Kinder schliefen.

Lisa sehnte sich danach, allein zu sein.

Sie beachtete ihre Umgebung kaum, den Weg zum Stadtgarten kannte sie genau, sie hatte ihn sich nach einer Karte eingeprägt und so eilte sie dahin, wie ein Dürstender zu einer Oase.

An dem Brunnen vorbei, die breite Steintreppe hinauf, ein ansteigender Parkweg, und da sah sie über die breite Mauer hinweg auf die tiefliegende Landstraße hinab, sah die herrliche „Porta terra ferma" in der schwachen Helligkeit einiger müden Laternen stehen und fühlte sich erlöst von der erstickenden Talmi-Eleganz und der Unruhe ihrer neuen Umgebung.

Es war ein milder, dunkler Abend. Lisa setzte sich auf die breite Mauer und lehnte sich fest an einen Baumstamm. Sie trank die Stille und Dunkelheit, die Schönheit des alten römischen Tores und das leise Rauschen des Meeres.

Da nahten sich Schritte. Lisa sah die Silhouette eines schlanken Offiziers und an ihn herangedrängt ein untersetztes, kräftiges Mädchen.

Ehe das Paar bis zu ihrem Platz gelangt war, gingen sie ins Dunkel hinein. Dort mußte eine Bank stehen, denn Lisa hörte, wie der Leutnant sagte: „Komm, Schatzi, hier können wir's aushalten, setz Dich hierher," und er schlug leise auf sein Knie.

„Geh, hör auf, Du frecher Bub!"

„Nein, anfangen möcht ich," hörte sie eine unterdrückte Stimme sagen.

Dann wieder Kichern und Lachen.

Lisa war der Horcherposten peinlich, sie erhob sich, um weiter zu gehen. Aber auch das Pärchen, das ihre Bewegung gehört hatte, schien aufzustehen. Unwillkürlich sah Lisa zu der Richtung der Bank hin, aber auch ein anderes Gesicht lugte aus dem Dunkel: es war das der Melanie Vuic.

Ohne sich zu besinnen, trat Lisa auf das Mädchen zu.

„Melanie!" rief sie leise und zornig.

„Ah, Fräulein van de Sandt," sagte Melanie gedehnt, hämisch, „wo treiben Sie sich denn abends herum? Wirklich hübsch! Kaum sind die Eltern fort."

Ihre Stimme zitterte vor Wut und Erregung.

„Laß das Melanie, Du gehst sofort mit nach Hause."

„Fällt mir nicht ein. — Ach, Herr Leutnant, kommen Sie doch her und schauen Sie sich das Fräulein hier an, unsere neue Lehrerin."

Sie lachte höhnisch auf.

„Melanie, hast Du denn gar kein Schamgefühl," sagte Lisa leise."

Der Leutnant kam sichtlich verlegen, aus dem Gebüsch hervor. Als er Lisa sah, legte er sofort grüßend die Hand an die Mütze. Ein sicheres, schnelles Gefühl sagte ihm, daß er es mit einer Dame zu tun hatte.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich bin die Veranlassung zu diesem kleinen Zerwürfnis. Ich wollte Fräulein Vuic nach Hause begleiten und schlug diesen, allerdings großen, Umweg vor."

„Herr Leutnant," sagte Lisa kühl, „nun bin ich hier, die Erzieherin von Fräulein Vuic, und ich werde es übernehmen, Fräulein Vuic nach Hause zu bringen."

Der Leutnant klappte die Hacken zusammen, grüßte achtungsvoll und ging auf Melanie Vuic zu, um sich zu verabschieden.

Die sah ihn trotzig an und beachtete seine Hand nicht.

Da klappte er nochmals die Hacken zusammen, grüßte: „Habe die Ehre, küß' die Hand," und ging mit langen Schritten voraus.

Lisa sagte ruhig:

„Ich habe Eure Unterhaltung gehört, ich saß da, im Dunkeln, auf der Mauer, Melanie, es war nicht meine Absicht zu lauschen."

„Gehen Sie nur gleich zu meinen Eltern," sagte Melanie zornbebend, „und erzählen Sie ihnen alles genau, Leutnant Dobisch und ich werden schwören, daß Sie eine Lügnerin sind."

„Melanie, Du bist nicht bei Sinnen!" sagte Lisa. „Ueberleg' doch ein wenig, was Du sprichst."

„Nein, ich überlege nicht, ich will nicht überlegen," Melanie stampfte wütend auf die Erde, „ich hab' es gleich gesehen, Sie sind ein falsches, widerwärtiges Geschöpft, packen Sie sich fort oder ich — — ich spring' hier von der Mauer herunter."

Sie rannte sinnlos auf die Mauer zu. Lisa riß sie am Arm zurück.

„Dummes Mädchen," sagte sie, nun auch erregt, „so was tut man nicht!"

Plötzlich schlug Melanies Stimmung um. Sie fing an hilflos zu schluchzen.

(Fortsetzung folgt)